

# Am alten romantischen Ufer

Autor(en): **Bock, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1925-1926)**

Heft 10

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668832>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Am alten romantischen Ufer.

Novelle von Alfred Bod.

Seit einer halben Stunde wanderte Doktor Hermann Hettner, Dozent an der Ruperto-Carola zu Heidelberg, in seinem Studierzimmer auf und ab, das eine geniale Unordnung offenbarte, und hielt dem jungen Dichter Gottfried Keller aus Zürich ein Privatissimum über das Wesen der Novelle. Nach seiner Gewohnheit strich er zuweilen das widerspenstige nußbraune Haar zurück. Seine Augen leuchteten. Das ganze Gesicht war in Bewegung.

„Im Leben des einzelnen gewinnt die scheinbare Macht des Zufalls nicht selten eine dämonische Bedeutung. Überraschende Wendungen und Verknüpfungen drängen den Schwankenden zur Entscheidung. Verwicklungen lösen sich in einer Weise, die man zuerst für unmöglich gehalten, hinterdrein als wahrhaft logisch erkennt. Die Novelle liebt es, auffallende Wendungen zum Vorwurf zu nehmen. Ihr Wert hängt davon ab, ob sie das Wunderbare, das Unerhörte, das sie durchweht, den Charakteren der Menschen anzugleichen vermag, dergestalt, daß ein Gemälde von zwingender Plastik entsteht.“

Quellfrisch sprangen die Worte über des Vortragenden Lippen. Plötzlich brach er ab und blieb vor Gottfried Keller stehn, der, die Hände auf den kurzen Beinchen, den großen Kopf vornübergebeugt, nahe dem Fenster saß.

„Herr Keller, wo sind Sie denn mit Ihren Gedanken? Ich glaube, Sie hören gar nicht zu?“

Keller schaute auf, rückte ein wenig verlegen an seiner Brille und sagte:

„Aber gewiß, Herr Doktor, höre ich zu!“

Seine Miene überführte ihn des Gegenteils.

Hettner zog die Brauen hoch.

„Sie waren gestern Abend beim Döckle?“

„Aberdings!“

„Also ein Jubiläumskater!“

„Keineswegs!“

Hettner lachte.

„Gottfried Keller, Freund und Musensohn, schlafen Sie sich ordentlich aus und erheben Sie sich dann frisch ermannt!“

Keller, ohne ein Wort zu erwidern, stand auf, drückte Hettner die Hand und ging.

Drunten auf der Dreikönigsstraße sprach er zu sich:

„Der Hettner ist ein prachtvoller Kerl! Ich gehör' zu seinen begeisterten Jüngern. Leider ist mir der Glanz seiner Rede heut in nebelhaftem Dunst zerflossen.“

Jubiläumskater! Ach, wie der gute Hettner sich täuschte! Kellers Unachtsamkeit hatte einen gewichtigeren Grund. Drüben über dem Neckar im „Waldhorn“ hatte der Hofrat Christian Rapp sich seßhaft gemacht. Gottfried Keller war dort ein häufiger und, wie er glaubte, gern gesehener Gast. Johanna, des Hofrats geistreiche, vielumschwärmte Tochter, hatte des Dichters Herz gefangen genommen. Gemeinsam besuchten sie die Vorlesungen Ludwig Feuerbachs, der im Rathaus las. In ihrer Bewunderung für den Philosophen, für seine tiefsittliche Persönlichkeit und seinen schrankenlosen Wahrheitsfönn hatten sie einen Einklang gefunden. Johanna, der die Gabe verliehen war, ihr innerstes Erleben in schwungvolle Verse zu kleiden, hatte sich als feinfühlende Beurteilerin der Poesien Gottfried Kellers gezeigt. Der Strauch ihrer Freundschaft trug rote Rosen. Keller, von der neugewonnenen Kameradin entzückt, hatte ihr in einem leidenschaftlich bewegten Brief seine Liebe gestanden. Nun harrete er erregt, brennend vor Ungeduld, ihrer Antwort. Zweifel fielen ihn an. Er hatte es des öfteren erfahren: er war zu stachlicht, zu rauh, auf ein Frauenherz Eindruck zu machen. Den Schmach tenden, den Gelecten zu spielen, war ihm zuwider. Die Süßholzrasppler stachen ihn aus. Verflucht, daß alles bei ihm so schroff herausfahren mußte! Und doch, Johanna Rapp war viel zu flug, als daß sie nach derlei Außerlichkeiten den Wert eines Menschen bemaß. Vielleicht, daß sie's ahnte, wie ihn die Sehnsucht nach einem Wesen erfüllte, das mit ihm das seltsame Leben durchpflügte und mit seinem reinsten Wollen verschmolz. Er wiederholte sich, was er dem angebeteten Mädchen geschrieben. Ein Ausspruch Rousseaus fiel ihm ein: „Um einen guten Liebesbrief zu schreiben, mußst Du anfangen, ohne zu wissen, was Du sagen willst, und endigen, ohne zu wissen, was Du gesagt hast.“ Beides traf bei Keller nicht zu. Er hatte in jedes Wort seine Seele gelegt. Es war keine flüchtige Reigung, die ihn überglühte, es

war eine Liebe, die wurzeltief saß, eine Liebe, die keine Dornen scheute, die für den Geliebten alles tat.

Unter solchen Gedanken war Keller in der Hirschgasse angelangt, wo er hart am Neckar beim Kutscher Guland ein dürftig eingerichtetes, aber sauber gehaltenes Stübchen gemietet hatte. Guland, ein Mann in den Dreißigern mit starkem, viereckigem Kinn und einer Denkerfalte zwischen den Augen, war nicht nur Kutscher, sondern auch Philosoph, der aus seinem grüblerischen Geist heraus das Leben als eine problematische Angelegenheit betrachtete und bei seinen Kollegen für einen Sonderling galt. Seine Frau, eine schlanke Blondine mit schönem Kopf und vollen Lippen, hatte sich des jungen Schweizers angenommen. Sie flickte feine Sachen, hatte erst kürzlich, da er äußerst unpraktisch war, auf seine Bitte hin ihm baumwollene Hemden und einen grauen Straplizieranzug zu verhältnismäßig billigem Preis besorgt. Keller erkannte ihre Bemühungen dankbar an. „In der Fremde“, sagte er, „fließt das Wasser bergauf. Hier, Frau Guland, fühl' ich mich wie daheim!“ „Ordnung“, erwiderte sie lächelnd, „ist Ihre schwache Seite. Ich will sie aber deshalb nicht verkneipen. 's kann doch noch was Rechtes aus Ihnen werden!“ Kinder waren Frau Guland versagt. Fuhr ihr Mann mit seinen beiden Schimmeln über Land, saß sie in der Küche, strickte und sang. Sie sang mit klangvoller Stimme sich selbst zur Freude.kehrte Keller aus dem Kolleg zurück, hielt sie einen Schmatz mit ihm, foppte ihn wohl auch. „Ist's wahr, Herr Keller, was die Leut' sprechen? Wenn die Schweizer drei Schritt vorwärts machen, machen sie zwei wieder retour!“ „Nicht alle“, gab er belustigt zurück, „das sehen Sie an mir!“ Sie beneidete den Dichter, weil er schon weit herumgekommen war. Heidelberg war gewiß nicht zu verachten. Hockte man aber immer hier, schlich die Zeit im Schneckengang. Sie seufzte, fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte sie trübe Gedanken verscheuchen. Ihr Verkehr beschränkte sich auf die Nachbarsleute. Die hielten große Stücke auf sie. Hatte sie am Sonntag ihre Pflicht als Hausfrau erfüllt, erstieg sie mit federnden Schritten den Königstuhl. Geschah es, daß sie droben, sich an der Rundschau erlabend, bei klarem Wetter die Umschlingung von Straßburg und Münster erblickte, breitete sie die Arme aus, und das Herz hüpfte ihr in der Brust.

Als Keller heut die Schwelle des Guland'schen Häuschens betrat, überreichte ihm der Kutscher einen Brief. Der kam von Johanna Kapp. Der Dichter eilte in sein Stübchen, riß hastig den Umschlag auf und las:

„Lieber, guter Freund! Ich bin so tief erschüttert, daß ich kaum weiß, wie ich Ihnen schreiben soll, und doch drängt mich's dazu. Ihr lieber Brief hat mich furchtbar traurig gemacht. Ich möchte Ihnen danken und tu's aus vollem Herzen. Aber es kommt mir schrecklich vor, daß ich so viel Unheil anrichte. Es ist mir oft ganz unbegreiflich. In den letzten Tagen hab' ich wohl gefühlt, daß Sie mich gern hatten, aber ich hielt es für eine schöne menschliche Teilnahme und hätte mich auch gefürchtet, etwas mehr zu glauben. Nun aber liegt der Reichtum Ihres schönen Herzens plötzlich vor mir in neuem Glanze, und ich hab' tief aufseufzen müssen. Ich hab' es Ihnen schon gestern gesagt, daß ich ebenso glücklich wie unglücklich, weil ich getrennt bin, aber geliebt! Als ich Ihnen vor acht Tagen meine Gedichte gab, da nahm ich mir innerlich vor, Ihnen nie den Namen dessen zu sagen, in dem mein Wesen aufgegangen ist. Es schien mir selbst Ihnen gegenüber eine Profanation. Aber heut fühl' ich anders, auch anders wie gestern, da ich es Ihnen gegönnt hätte, aber doch um keinen Preis hätte sagen können. Jetzt aber sind Sie's gewiß wert, und ich fühl's, ich bin's Ihnen schuldig, damit Sie mich ganz begreifen und auch verstehen, wie nach so bitteren Herzensqualen mir doch noch ein Leben übrig blieb, das bisher nur auf kurze Zeit mich mit meinem Geliebten vereinte. Es ist allerdings ein tieftragisches Glück, wenn Augenblicke lange Trennungen aufwiegen müssen; aber selbst, wenn meine letzte Hoffnung noch schwinden sollte, ein dauerndes Vereintsein zu erringen, glaube ich dennoch, Kraft zu behalten, um die kurzen Momente zu erfassen und zu genießen, die mein vielbewegtes Leben erhellen. Sie haben in Ihrem schönen Brief den geliebten Namen selbst ausgesprochen. Der Mann, der Ihrem Kopf war, was Ihr edles Herz in mir fand, dieser herrliche Mann ist es, und der wundersame Zufall, der uns beide zusammenstellen ließ, hat mich mit stürmischer Freude ergriffen. So mag Ihnen denn das Rätsel gelöst erscheinen, das meine in Schmerzen erblühte Liebe Ihnen sein

mußte. Wie verwickelt dieses tragische Verhältnis ist, können Sie nicht ahnen, doch glaube ich noch an eine Möglichkeit, die aber mit hartem Kampf errungen werden muß und nach meinem Gefühl die einzige Versöhnung wäre für das herbe Leid, darunter viele leiden, am meisten die arme edle Frau, deren Glück ich zerstören mußte. Erstaunen Sie nicht ob der Untiefe, die das Leben hinter anscheinend glücklichen Verhältnissen birgt, verkennen Sie weder mich noch ihn! Wo Sie nicht alles begreifen, glauben Sie das Gute doch und lassen Sie mich für immer glauben, daß Sie nie irre an mir werden! Mein Herz ist unwandelbar, aber es ist nicht bloß dem Geliebten treu, es bewahrt auch seinen Freunden eine wahre Zuneigung und Innigkeit. Ich werde Sie nie vergessen!"

Dem Brief war ein Gedicht von Johanna beigegeschlossen:

Mir ist, als sei ein Zauber  
Wohl über mich gesprochen,  
Und wer ihn lösen wolle,  
Des Herzes sei bald gebrochen.

Mir ist, ich sei verwünscht,  
Mein armer Leib verflucht,  
Ich könne nimmer finden  
Die Ruh', die ich gesucht.

Und müsse rastlos wandern  
Mit einem toten Herzen,  
Und dürfe keiner Seele  
Vertrauen meine Schmerzen.

Denn wer mir Liebe biete,  
Der sei dem Gram verfallen  
Und müsse ohne Frieden  
Wie ich durchs Leben wallen!

Keller, der den Brief und das Gedicht mit Seelenspannung überflogen, stand zuerst wie erstarrt, dann warf er sich, von seinen Empfindungen überwältigt, aufs Bett, vergrub den Kopf in die Kissen und weinte wie ein Kind. Johannas dichterisches Schauen machte die Wahrheit offenbar: wer, wie er, das herrliche Mädchen hoffnungslos liebte, war dem Gram verfallen, mußte friedlos durchs Leben wallen. Und nun dies tragische Zusammentreffen: sie liebte Ludwig Feuerbach, den wundervollen Mann, dessen forschendem Geist er so unendlich viel verdankte, der ihn gelehrt, Menschen und Dinge in ihrer vollen Bestimmtheit zu fassen, der ihn zu geregeltm Denken geführt. Daß er sich's nur eingestand, er hatte vor Johanna Kapp stolziert wie ein Pfau. Und war viel zu

unbedeutend, viel zu gering, die holde Mädchenblüte an sich zu fesseln. Immer wieder warf sein Hochmut Blasen auf. Wie hatte der Rektor in Zürich, der ihn aus der Industrieschule jagte, gesprochen: „Gib acht, Keller, Du wirst noch einen Stein finden, der Dir eine Beule in Dein Gesicht drückt.“ Solche Steine hatte er seitdem viele gefunden, aber keinen, der ihn so niederschmetterte wie heut. Das Unglück heftete sich an seine Sohlen. Ihm war beschieden, statt Lilien und Rosen, Disteln und Krötenblumen zu pflücken.

Er sprang auf. Schmerz prägte sich in seinen Zügen aus. Er preßte die Hände gegen die Augen. Sein Atem stockte. In dem Stübchen war's zum Ersticken heiß. Er hielt's hier nicht aus. Er mußte ins Freie.

Plötzlichem Antrieb folgend, zog er die Schelle.

Der Kutscher erschien.

„Herr Keller wünschen?“

„Guland“, stieß der Dichter heraus, „sind Sie heut nachmittag schon bestellt?“

„Noch nicht“, erwiderte der Kutscher, baß verwundert über des Hausgenossen verstörtes Gesicht.

„Gut“, entschied Keller, „wir fahren nach Neckargemünd!“

„Gleich?“

„Sawohl, gleich!“

Guland nickte. Entfernte sich.

Keller, nachdem er den schweren grauen Rock mit einer bequemen grünen Toppe vertauscht, begab sich in den Hof hinunter und schaute dem Kutscher zu, wie er die Schimmel vor die Halbschaise spannte.

Als bald fuhren sie fort, fluslaufwärts, am alten romantischen Ufer entlang. Zur Rechten auf dem Settenbüchel stieg die deutsche Alhambra empor. In den Mauerritzen blühten späte Blumen. Immergrüner Epheu kletterte am roten Gestein hinauf. Der Himmel strahlte in hellem Blau. Aus weiter Ferne tönte Glockenschlag.

Die Schimmel trabten lustig dahin. Das Handpferd, voller Übermut, schlug hinten aus.

„Den Racker sticht der Hafer“, sagte der Kutscher und machte von seiner Peitsche Gebrauch.

Bald kam der Falkessel von Neckargemünd in Sicht. Ringsum die Waldberge standen in leuchtendem Rot. In glitzernden Wellen trieb die Elsenz ihr Wasser dem Neckar zu.

Im Städtchen vor dem Gasthof zum Anker machte der Wagen halt. Keller stieg aus, grüßte den Wirt, der in der Torfahrt stand, und ließ sich ins Herrenstübchen eine Flasche Roten bringen. Die stellte ein dralles Bauernmädchen mit einem „Wohl bekomm's!“ auf den Tisch.

Der Dichter saß in sich zusammengesunken, grübelte vor sich hin.

In seiner Mutter Haus der alten Grittli Krebsler Leibspruch war: „Boß Blumenherz, vergiß den Schmerz!“ Es gab große und kleine Schmerzen. Der Schmerz, der ihm das Herz zerriß, erschöpfte sich nie. Weinen? Nein, Seine Gedanken sollten nicht in Tränen ersticken. Es war klar, seine Eitelkeit hatte ihm wieder einen Poffen gespielt. Johanna's Lob war ihm in den Kopf gestiegen. Loben und Lieben war zweierlei. Worauf hatte er sich denn etwas einzubilden? Auf seine Gedichte, mit denen er selber unzufrieden war? Auf seinen Roman, der nicht fertig wurde? Und wie grenzenlos bescheiden war der große Mann, dem Johanna Rapp ihre Liebe geschenkt!

Krampfhaft hob sich des Dichters Brust. Er fühlte sich elend und matt. Aller Mut hatte ihn verlassen.

Sonst erfrischte der Wein ihm das Blut. Heut kostete es ihn Überwindung, sein Glas zu leeren. Es war ihm, als ob er Gespenster sähe.

Unruhig rief er dem Kutscher, der nebenan in der Wirtsstube am Schanktisch stand.

„Kommen Sie, Guland, trinken Sie ein Glas Wein mit mir!“

Der Kutscher kam, ließ sich Keller gegenüber nieder.

„Mit Verlaub!“

Der Dichter schenkte ihm ein.

Guland nahm einen Schluck und sagte:

„'s wird nun bald kalt! Ich hab' Ihnen um sechs Gulden ein halb Klafter Holz gekauft. 's ist Ihnen doch recht?“

„Ja, 's ist mir recht“, versetzte Keller.

„Sie werden entschuldigen“, redete Guland weiter, „wenn's bei mir im Haus in den nächsten Tagen ein bißchen durcheinander geht. Ich hab' meiner Schwester nach Landenbach geschrieben. Ich denk', sie wird Donnerstag hier sein. Bis ich eine Hilfe hab', soll sie mir die Wirtschaft führen.“

„Ihre Schwester soll Ihnen die Wirtschaft führen?“ rief Keller. „Und Ihre Frau?“

„Meine Frau ist gestern abend nach Straßburg gefahren.“

„Das erste, was ich höre. Sie hat mir ja gar nicht Adieu gesagt.“

„Mir auch nicht, Herr Keller!“

Des Dichters Brauen zuckten in die Höhe. Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch.

„Donner und Wetter! was hat sie denn für Spinnhumpeln im Kopf?“

Der Kutscher senkte den Blick.

„Das ist eine eigne Geschichte, Herr Keller!“

„Erzählen Sie!“

„Ich weiß wirklich nicht, ob's den Herrn Keller interessieren tut!“

„Erzählen Sie!“ drang der Dichter in seinen Hauswirt.

Guland nippte nachdenklich an seinem Glas. Dann hob er an:

„Ich muß neun Jahr' zurücklangen. Wir haben schon einmal drüber gesprochen, daß ich in Straßburg Aufsichter über das Fuhrwesen in den Herkner'schen Tuchfabriken war. Dadurch, daß mein Jugendfreund Weinand das Restaurant Mésange in der Meisengäß gekauft hatt', bin ich nach Straßburg gekommen. Ich hatt' an zwanzig Leut' unter mir. Mein Prinzipal war ein gerechter Mann. Ich hatt' mich nicht zu beklagen. Mein Freund hatt' eine Frau aus Randern. 's war eine brave Frau und eine gute Frau. Wie ihre Eltern starben, nahm mein Freund seine Schwägerin zu sich. Und 's dauert' nicht lang, da brannt' er lichterloh. Er litt drunter. Sie können sich's vorstellen: seine Frau noch mehr. Sellemal kam er bei mich und sagt': „Hermann, wir zwei haben immer treue Freundschaft gehalten. Ich hab' kein Geheimnis vor Dir. Ich steck' in einem Schwirbel, ich weiß mir nicht mehr zu helfen.“. Und da hat er mir die Sach' mit seiner Schwägerin erzählt. „Hast Du was mit ihr angestellt? fragt' ich ihn. „Nein“, spricht er, „ich hab' nichts mit ihr angestellt, so wahr ich hier vor Dir steh'!“ „Das ist mir lieb“, sagt' ich, „ein schlecht Leben rächt sich!“ „Meine Schwägerin“, spricht er, „hat kein's daheim. Hier darf sie nicht bleiben, sonst könnt' doch noch ein Unglück passieren. Mensch ist Mensch. Wo soll sie hin? Nu hab' ich mir's überlegt. Du hast im Sinn, nach Heidelberg zu gehn, kommst in ein gemacht Bett. Nimm meine Schwägerin mit!“ „Philipp“, sagt' ich, „ich glaub', bei Dir rappelt's im Ober-

stübchen. Als was soll ich dann Deine Schwägerin mitnehmen?“ „Sie ist tüchtig“, spricht er, „und geschick. Du kannst Dir keine bessere Frau wünschen!“ „So“, sagt' ich, „da liegt der Has' im Pfeffer. Auf den Stupp kann ich Dir keine Antwort geben. Ich weiß ja auch gar nicht, ob mich die Luise will.“ „'s kommt auf eine Frag' an“, spricht mein Freund. Ich red' nicht aus dem Weg, Herr Keller, 's war nicht nur, daß ich meinem Freund gern einen Gefallen tat, ich hatt' auch die Luise sehr gern!“

Er hielt inne, nahm wieder einen Schluck Wein. Darauf fuhr er fort.

„Einen Büchschuß weit von Straßburg liegt Kuprechtsau. Da war ein Fest. Ein großer Spektakel. Ich ging mit der Luise hin. Es war französisch Militär drunten. Ein Korporal wurd' zudringlich gegen die Luise. Ich gab ihm eine Watsch', daß er nur so tockeln tat. Viel Volk lief zusammen. Um ein Haar und sie hätten mich eingelocht. 's ging aber noch gut ab. Auf dem Heimweg hing sich die Luise in meinen Arm und war wundernett. Nu fing ich an, mein Pate, der Gottlieb Süpfle in Heidelberg hatt' sich zur Ruh gesetzt, und ich sollt' sein Fuhrgeschäft übernehmen. Ich wär' allein und bräucht' eine Frau. Ob sie's mit mir riskieren möcht'. Und da sagt' sie: „Ja!“ Ich war froh bis in die Fingerspitzen. Sechs Wochen danach haben wir Hochzeit gehalten. Sie können mir's glauben, Herr Keller, so lang wir verheiratet sind, haben wir nichts miteinander vorgehabt, ist kein böß Wort zwischen uns gefallen. Aber ich hatt's bald heraus, unsere Eheschaft war eine Glock' ohne Hammer. Der Luise ihre Gedanken sind nach Straßburg gegangen zu ihrem Schwager, meinem Freund. Ich schätz', sie hat sich alle Mühe gegeben, ihr Herz auszuräumen. Sie konnt's nicht. Der Weinand saß drin. Und 's hätten ihn keine zehn Gäul' herausgebracht. Seine Frau hat gekränkelt, hat lang im Bürgerhospital in Straßburg gelegen und ist ausgegangen wie ein Licht. Das ist ein halb Jahr her. Der Luise sah keiner nichts an. Ich hab's aber gemerkt, wie's in ihr wurgen tat. Und ich war still. In so Sachen ist jed' Wort zuviel. Sie muß't's mit sich selber ausmachen. Wie ich gestern Nacht von Schwellingen kam, lag ein Brief von ihr da. Sie schrieb mir, sie tät' mir für alles danken. Ich sollt' ihr verzeihen. Sie wär' zu ihrem Schwager nach Straßburg gemacht. Und kam' nicht wieder!“

So erzählte der Kutscher in seiner gehaltenen Weise, ohne daß ihn auch nur einen Augenblick seine philosophische Ruhe verließ.

„Und was gedenken Sie zu tun?“ fragte Keller, der den Worten seines Hauswirts mit wachsender Spannung gefolgt war.

„'s ist ein harter Knoten, Herr Keller“, antwortete Guland, „und er tut weh. Aber ich sag' mir, ich muß drüber weg. Das Leben ruft nicht allegar eijuchhei, es ruft auch oha! Man muß nicht zu viel davon verlangen. In so einer Lag', wie ich bin, ist's am besten, man guckt nicht rechts und nicht links und geht seinen geraden Weg weiter!“

Keller, in dessen Gesicht sich seine Bewegung spiegelte, reichte dem Kutscher über den Tisch schweigend die Hand.

Bei Sonnenuntergang brach der Dichter auf. Indes der Kutscher die Pferde an die Tränke führte und danach vor die Chaise spannte, schritt Keller vor dem „Anker“ hin und her.

Bewunderswert, sprach er zu sich, mit welcher Seelengröße Guland sein Mißgeschick trug. Der konnte vielen ein Beispiel geben. Auch ihm, dem Dichter, der die Flügel hängen ließ. An solch gesundem Gemüt richtete man sich auf. Wie famos hatte der Mann sich ausgedrückt: „Das Leben ruft nicht allegar eijuchhei, es ruft auch oha! man darf nicht zu viel davon verlangen!“ Und Keller setzte hinzu: „Das Leben schlägt Wunden, aber es heilt sie auch!“ —

\* \* \*

Abends in seiner Stube sah der Dichter über dem Neckar im Zimmer des geliebten Mädchens einen Lichtstrahl bliken. Er las noch einmal ihren Brief, und er meinte, daß er dessen Sinn erst jetzt recht erfasse. Wenn Johanna Kapp, die sich in solch tragische Liebe verwickelt sah, etwas verdiente, war's Mitgefühl, inniges Mitgefühl. Und schrieb sie's nicht? Ihr Herz war unwandelbar, sie würde ihm ihre Zuneigung bewahren, würde ihn nie vergessen. Dank schuldete er ihr für so viele reiche Stunden, ewigen Dank!

In Gedanken wandelte er über die alte Brücke. Und die Berse strömten ihm aus der Seele:

Schöne Brücke, hast mich oft getragen,  
Wenn mein Herz erwartungsvoll geschlagen  
Und mit ihr den Strom ich überschritt.  
Und mich dünkte, Deine stolzen Bogen  
Sind in kühnem Schwunge mitgezogen,  
Und sie fühlten meine Freude mit.

Weh' der Täuschung, da ich jezo sehe,  
Wenn ich schweren Leids vorübergehe,  
Daß der Last kein Joch sich fühlend biegt!  
Soll ich einsam in die Berge gehen  
Und nach einem schwachen Stege spähen,  
Der sich meinem Kummer zitternd fügt?

Aber sie mit anderm Weh und Leiden  
Und im Herzen andre Seligkeiten  
Trage leicht, die blühende Gestalt!  
Schöne Brücke, magst Du ewig stehen:  
Ewig wird es aber nie geschehen,  
Daß ein bessres Weib hinüberwallt!

Da er das Gedicht niedergeschrieben, fühlte er sich wie befreit. Er hatte sich selber wiedergefunden. Es war etwas Großes, einsam zu sein und im Herzen die heilige Flamme zu hüten.

Er zündete sein Lämpchen an, trat an den Wandschrank und langte das Manuskript des „Grünen Heinrich“ hervor. Dann setzte er sich hin und arbeitete bis in die tiefe Nacht hinein mit Macht an seinem Roman.

## Zwei Gedichte von Walter Dietiker. \*)

### Sommermorgen.

Am hohen Himmelsbogen  
Stieg leis der Tag herauf,  
Die ersten Tauben flogen,  
Die Läden springen auf.

Gardinen schimmern, wehen  
Im frischen Morgenwind,  
Und hinter Blumen stehen,  
Die schlafersstanden sind.

Sie blicken morgenheiter,  
Und leise rauscht ein Baum  
Und leise rauscht es weiter —  
O Tag, bist du ein Traum?

### Sommernacht.

Der Tag war eine Blüte  
In eines Mägdleins Hand:  
Es schritt in milder Güte  
Vorüber und verschwand.

Doch ist noch voller Düste  
Die laue Sommernacht,  
Noch wiegen alle Lüfte  
Den Hauch der Blüte sacht.

Was wäre je zerronnen?  
Sieh, Gott hebt alles auf,  
Und was dein Herz gelponnen  
Geht nun in Sternen auf.

\*) Aus: Singende Welt. Gedichte von Walter Dietiker. Verlag Dr. Gustav Brunau, Bern. Preis Fr. 3.60. — Wir begrüßen den Berner Dichter als einen, der ein Stück Weltseele in sich aufgefangen hat. Sie setzt ihn instand, die Berge wie den Himmel, das Land wie die Seen und Ströme, den Park wie den Stadtbrunnen, den Stadtwinkel wie das Patrizier-

haus, den Tag wie die Nacht mit ihren Sternen zu beleben und sie alle zum Spiegel seiner Gedanken, Empfindungen und phantasievollen Einfälle zu machen. Bäume, Wurzeln und Steine reden und zeugen vom reinen Herzen des Dichters und seiner Liebe zu Gott und den Menschen. Wir geben zwei Proben.

## Rapperswil, die „Rosenstadt“.

Von Dr. Karl Fuchs.

Zwei Rosen, die Königinnen der Blumen, führt die Stadt Rapperswil in ihrem uralten Wappen, und davon hat sie den Beinamen „Rosenstadt“. Dunkel ist die Ursache der Wahl dieses Zeichens, doch läßt sich vermuten, daß die Anmut des Platzes, auf dem die Stadt entstand, den Grund hiefür abgab. Malerisch präsentiert sich ihr Gesamtbild, mag man es aus nächster Nähe vom See aus, mag man es von einer der benachbarten Höhen, etwa vom Etzel aus, beschauen. Ihren historischen Kern bildet die mit der stolzen Burg Rapperswil gekrönte, in den See vorspringende Landzunge, indes ihre moderne Entwicklung sich vornehmlich längs des Hafens und landeinwärts in der Richtung des Schienensstranges gegen Sona

auswirkte. Sinnig grüßt den, der im Hafen mit einem Schiffe der Zürichsee-Dampfschiffgesellschaft anlangt, ein Kranz von duftenden Rosenbosketten, welcher den Rand der reizenden Parkanlage dortselbst bildet.

Die älteste Geschichte der Burg und der Stadt, die am Fuße der Feste unter dem Schutze und der Herrschaft der mächtigen Grafen von Rapperswil entstand, ist in Dunkel gehüllt. 1229 ist zum ersten Male das Bestehen der Stadt durch eine Urkunde bestätigt, worin Schultheiß und Rat von „Ratprechtswile“ als Zeugen für eine Schenkung des Grafen von Rapperswil an das Kloster Rüti aufgeführt erscheinen. Das Geschlecht des Grafen von Rapperswil hatte seine Stammburg ur-